

II. Linearisierungsforschung in Geschichte und Gegenwart

Nachdem die Einführung die theoretischen Grundannahmen dieser Arbeit skizziert hat, soll nun der propädeutische Teil der Arbeit mit einem forschungsgeschichtlichen Überblick weitergeführt werden. Ziel dieses Überblicks ist nicht so sehr die lückenlose Vorstellung der bisherigen Arbeiten zum Thema, sondern vielmehr, diejenigen Beiträge auszuwählen, auf die sich diese Arbeit und die zeitgenössische Linearisierungsforschung im Spanischen stützen, sie kritisch wiederzugeben und zu analysieren, um ihren besonderen Beitrag zur Stellung von zweitem und drittem Partizipanten herauszuarbeiten. Dabei sollen folgende Fragestellungen in den Vordergrund treten:

- (1) Fragestellungen bei der kritischen Wiedergabe und Analyse der Forschungsliteratur
 - a. Datenbasis: Welche Datentypen wurden benutzt? Wie wurde die Datenbasis gewonnen und aufbereitet? Welche Informationen wurden daraus gewonnen? Welche Methode wurde angewendet?
 - b. Theorie: Welche Theorie wurde benutzt? Welche Vorgaben macht sie in Bezug auf «Wortstellung», «Transitivität» und «Informationsstruktur»? Wie werden die Beziehungen zwischen Syntax, Semantik und Pragmatik dargestellt?
 - c. Ergebnisse: Welche Erkenntnisfortschritte werden erreicht? Welche Faktoren der «Wortstellung» werden postuliert und wie verhalten sie sich zueinander? Wie verlässlich sind die Ergebnisse?

Die Darstellung setzt erst im 19. Jahrhundert an, denn erst zu dieser Zeit wird gewöhnlich von einer wissenschaftlichen Beschäftigung mit Sprache geredet und werden die ersten Untersuchungen durchgeführt, die für unsere Fragestellung unmittelbar relevant sind. Die Geschichte der «Wortstellungsforschung», die im Rahmen von Grammatik und Rhetorik erfolgte, der klassischen Disziplinen des bis in die Neuzeit gültigen Kanons des Triviums, hat Scaglione (1981ab) schon für die «klassischen» (Griechisch und Latein) und für die «modernen» Sprachen (Englisch, Deutsch, Französisch und Italienisch) aufgezeichnet. Auch wenn eine entsprechende umfassende Darstellung für das Spanische fehlt, können die Arbeiten zur spanischen Grammatikographie zwischen 1492 und 1920 (Ramajo Caño 1987; Gómez Asencio 1981, 1985; Lázaro Carreter 1985; Mourelle-Lema 2002²/1968; Calero Vaquera 1986) mit Gewinn herangezogen werden und ggf. durch die Übersichtsarbeiten von Neumann-Holzschuh (1992, 1993) und Casielles Suárez (2000) ergänzt werden.

Das Kapitel ist sowohl chronologisch als auch inhaltlich gegliedert. Nach der Darstellung der Beiträge der klassischen und romanischen Sprachwissenschaft im Rahmen der «historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft» in den Abschnitten 1 und 2 werden in Abschnitt 3 die Arbeiten angesprochen, die vom Standpunkt der funktional orientierten Strömungen des amerikanischen und europäischen «Strukturalismus» verfaßt wurden. Anschließend werden einige wenige Studien aus dem Paradigma des «Generativismus» vorgestellt (Abschnitt 4). Ihnen werden in Abschnitt 5 die Ansätze gegenübergestellt, die dem Paradigma des «Funktionalismus» zugerechnet werden können. Wie die Anführungszei-

chen zeigen, sind die benutzten Stichworte nur als grobe Kennzeichnung zur allgemeinen Orientierung gemeint.¹

1. Henri Weil

Den Anfang der modernen wissenschaftlichen Beschäftigung mit der «Wortstellung» stellt die Dissertation dar, die der Altphilologe *Henri Weil* (1818-1909) 1844 veröffentlichte (vgl. Scaglione 1978, 1981a: 340-347; Adjémian 1978: 254-260).² Die Arbeit gründet auf ausgewählten Zitaten aus der klassischen griechischen und lateinischen Literatur, die in ihren Kontext eingeführt, mit viel Intuition kommentiert und mit anderen Anordnungen verglichen werden. Weils zentraler Gedanke lautet ganz in der Tradition der philosophischen Grammatik: «Les mots sont les signes des idées: traiter de l'ordre des mots est donc, en quelque sorte, traiter de l'ordre des idées [...]» (Weil 1844: 1).

Folglich unterscheidet Weil zwei Elemente im Satz, die es ermöglichen, die Gedanken-anordnung in Satz und Text zu erraten:

(2) Informationsstruktur nach Henri Weil (1844: 25)

«Point de départ»	«But de l'énonciation»
«Parole d'introduction»	«Parole que l'on voulait énoncer»
«Quelque chose de présent»	«Quelque chose de moins présent»
«[Quelque chose] de connu»	«[Quelque chose] de moins nouveaux ou d'inconnu»
«Notion initiale qui est également présente et à celui qui parle et à celui qui écoute, qui forme comme le lien où les deux intelligences se rencontrent»	«Une autre partie du discours, qui forme l'énonciation proprement dite»

Damit hatte Henri Weil das pragmatische Ur-Prinzip ausgesprochen, das die Diskussion über die «Wortstellung» bis heute beherrscht. Allerdings hat er auch seine Gedanken so formuliert, daß seitdem beide Begriffe mit unterschiedlichen aber verwandten Inhalten gefüllt wurden (vgl. Kapitel 7). Einerseits geht es um den pragmatischen Zustand von Referenten in der Kognition der Gesprächsteilnehmer («connu» vs. «inconnu»), andererseits um die pragmatischen Beziehungen von Referenten und Propositionen im Satz («point de départ» vs. «but de l'énonciation»). Er entwickelt außerdem eine primitive Version des Fragetests, der auch heute noch die Grundlage bildet, um pragmatische Beziehungen zu identifizieren (Weil 1844: 28).

¹ Vgl. auch die ausgezeichneten Forschungsüberblicke von Neumann-Holzschuh (1997: 1-14), González de Sarralde (2001: 3-33) und Padilla (2001: 22-178) zur «Wortstellung» und zur Stellung des «Subjekts» im Spanischen.

² Die Universitäts- und Stadtbibliothek Köln besitzt unter der Signatur L1 3920 eines der wenigen Exemplare der ersten Auflage mit einer handschriftlichen Widmung des Verfassers.

Diese beiden Elemente können auf zweierlei Art und Weise angeordnet werden. Beim «ordre logique» schreite der Geist vom Bekannten zum Unbekannten, während beim «ordre pathétique» das «but de l'énonciation» vorangestellt wird. Weil beschränkt sich nicht auf die Gedankenordnung im Satz, sondern er entwirft auch Textbaupläne, die später in erweiterter Fassung unter dem Namen «enchaînement thématique» bekannt werden sollten: «Voilà bien les anneaux d'une chaîne qui s'entrelacent» (Weil 1844: 44). Bei der «marche parallèle» fungiert die «notion initiale» als «point de départ» für mehrere «buts de l'énonciation», während bei der «marche progressive» das «but de l'énonciation» des einen Satzes jeweils als «point de départ» des nachfolgenden arbeitet.

Ein zweites Ur-Prinzip, das aus dem zentralen Gedanken gewonnen wird, besteht in der grundsätzlichen Unterscheidung zwischen der «marche des idées» («mouvement subjectif») und der «marche syntaxique» («mouvement objectif»; Weil 1844: 26). Daraus ergibt sich eine Typologie der Sprachen (Weil 1844: 52-59). Bei den «alten Sprachen» können die Wörter dem Gedankengang frei folgen («langues à construction libre»), ohne Beeinträchtigung der Syntax; die «neueren Sprachen» folgen dem gleichen Prinzip mit der Einschränkung, daß die «Wortfolge» auch die syntaktischen Beziehungen zum Ausdruck bringen muß («langues à construction fixe»). Unter letzteren unterscheidet Weil zwei mögliche Lösungen des Problems der Anordnung von Satzgliedern: die «construction descendante» (Kopf + Komplement) und die «construction ascendante» (Komplement + Kopf). Diese Lösungen finden sich aber in den Sprachen nicht in Reinkultur; darum unterscheidet er einen «französischen Typ», einen «chinesischen Typ», einen «deutschen Typ» und einen «türkischen Typ», die auch in dieser Anordnung auf eine Skala gebracht werden. Beim «französischen Typ» merkt er an, daß das direkte und das indirekte Objekt in dieser Reihenfolge nach dem Verb kommen, und beim «deutschen», daß das indirekte Objekt vor das direkte Objekt gestellt wird. Noch heute ist Weils Unterteilung nützlich, denn sie bildet die (unbewußte) Grundlage von Untersuchungen wie die von Dryer (1992; vgl. Kapitel 1).

Interessanterweise beschränkt sich Weil nicht auf «pragmatische Faktoren» der «Wortstellung», sondern er beobachtet auch die Beziehung zwischen der Intonation und der Syntax. Auf der einen Seite sah er eine Beziehung zwischen «construction descendante» und der sog. «accentuation ascendante» (Weil 1844: 93-103). Diese besteht in die Akzentuierung der letzten Silbe eines Wortes oder eines Satzes, womit eine Tatsache angesprochen wird, die erst in den letzten Jahren wieder untersucht worden ist, nämlich der Satzakkzent (vgl. Kapitel 8). Auf der anderen Seite begreift er auch die Bedeutung der «accentuation descendante» (Weil 1844: 103-114), die heute als «kontrastiver Akzent» bekannt ist. «Quand l'imagination est vivement frappée par une idée, ou bien quand un sentiment plus fort que l'homme s'échappe presque malgré lui, le terme le plus expressif, le plus rempli de ce qui occupe l'âme [...] se place au commencement de la phrase, et sur ce terme le plus grand éclat de la voix.» (Weil 1844: 109) Auch in diesem Zusammenhang kommt er auf «Beauzées Regel» (vgl. Scaglione 1981a: 269-276) zu sprechen, die später unter dem Namen «Gesetz der wachsenden Glieder» von Otto Behaghel (1909; 1932) wiederaufgenommen werden sollte und bis in unsere Tagen fruchtbar geblieben ist (vgl. Kapitel 6). Allerdings verändert er die Sichtweise ein wenig, indem er die Regel «kurz vor lang» durch folgendes Prinzip ersetzt: «donner plus d'étendue au complément qui blesse l'oreille par sa brièveté» (Weil 1844: 101).

2. Die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft in der Zeit nach Henri Weil

Die «Wortstellung» blieb selbstverständlich ein wichtiges Thema für die Indoeuropäische Sprachwissenschaft im Allgemeinen und für die Romanische Sprachwissenschaft im Besonderen. Scaglione (1981a: 348-387) gibt einen Überblick über die Bemühungen, den Übergang von den vermuteten indoeuropäischen bis zu den attestierten romanischen «Wortstellungsmustern» zu erklären, der bis in die 70er Jahre des 20. Jahrhunderts hineinreicht.³

An dieser Stelle sei nur an die 1903 erschienene Dissertation der Romanistin *Elise Richter* (1865-1943), Schülerin von Adolf Mussafia und Wilhelm Meyer-Lübke, erinnert (vgl. auch Richter 1919/20; 1922/23; vgl. Neumann-Holzschuh 1997: 3). Die Arbeit gründet auf einem breiten Corpus aus der lateinischen und romanischen (Volks-)Literatur und Sachprosa. Dieses wird allerdings weder quantitativ noch qualitativ ausgewertet; die Autorin begnügt sich mit der Aufzählung vieler Beispiele ohne ausreichenden Kontext. Die Arbeit weist nach, daß der Übergang von lateinischer zu romanischer «Wortstellung» ein allmählicher war, der aber im großen und ganzen im 4. Jahrhundert n. Chr. zum Abschluß gekommen ist. Es lassen sich also sowohl «romanische Wortstellung» im Lateinischen (Richter 1903: 81-108) als auch «lateinische Wortstellung» im Romanischen (Richter 1903: 1-45) nachweisen. Darunter zählt natürlich auch die Stellung des «Objekts» zum Verb: lateinisch ist die Anordnung «Objekt» vor Verb; romanisch die umgekehrte (Richter 1903: 18-26; 81-84).

Der Unterschied des Romanischen zum Lateinischen liegt nun darin, dass es die langsam aufsteigende Linie [sc. der Intonation] nicht mehr abwärts führt, indem es das Verb zurückzieht. (Richter 1903: 83)⁴

Ohne sich ausdrücklich auf Weil (1844) zu beziehen, den sie über Wundt rekonstruiert (vgl. Richter 1903: 50-53), spricht Elise Richter dieselben pragmatischen Prinzipien aus und vermischt wie er die Kategorien der pragmatischen Zustände und Relationen. Auf der einen Seite kennt sie pragmatische Zustände eines Referenten in der Kognition der Gesprächsteilnehmer:

Spricht man nun in ruhigem Tone und spinnt immer der nächste Satz den früheren fort, so zeigt die Beobachtung, dass das erste Wort –zumeist das Subjekt– ein schon bekanntes, an das früher erwähnte anknüpfendes, die Aussage hingegen das neu hinzukommende Gedankenelement ausdrückt, so dass die Rede fortwährend vom Bekannten zum Neuen für den Sprecher –vom Bekannten zum Unbekannten für den Hörer– fortschreitet. (Richter 1903: 47; vgl. 1977/1919-1920: 34-36)

Auf der anderen Seite kennt sie pragmatische Relationen eines Referenten bezüglich der Proposition:

³ Zu Friedrich Diez und Wilhelm Meyer-Lübke vgl. kurz Neumann-Holzschuh 1997: 2-3.

⁴ Ein ähnlicher Gedanke liegt der Unterscheidung zwischen romanischer und germanischer Intonation und «Wortstellung» zugrunde, die in der Arbeit von Zubizarreta (1998) vorgeschlagen wird.

Man unterscheidet also –psychologisch genommen– im Satze dasjenige, worüber man den Hörer zum Denken auffordert = [!] das Thema, und dasjenige, was er über dieses Thema denken soll, die eigentliche Mitteilung, die die Aufmerksamkeit des Sprechenden vor allem fesselt, die so recht den Kern und Zweck seiner Rede bildet, die dominierende Vorstellung (Richter 1903: 48; vgl. 1977/1919-1920: 36-39).

Für Richter (1903) gibt es noch weitere mögliche Prinzipien, die aber von den pragmatischen abhängen. Einerseits ist die Intonation zu nennen, die aber vollkommen von pragmatischen Prinzipien abhängt: «Dasjenige Glied, welches die dominierende Vorstellung enthält, hat den Ton, es mag stehen, wo es will.» (Richter 1903: 48; vgl. 1977/1919-1920: 40-46). Andererseits ist die Verbindung zwischen Verb und «Objekt» zu nennen, die später in der Sprachtypologie eine wichtige Rolle spielen wird (Lehmann 1973; Vennemann 1974; Tomlin 1986): «In allen romanischen Sprachen ist die nähere Bezeichnung des Verbs durch Adverb und Objekt eine engere syntaktische Verbindung als die von Verbum finitum und Verbum infinitum.» (Richter 1903: 134). Damit ist Elise Richter sicherlich theoretisch nicht so weit wie Henri Weil gegangen; dafür hat sie die wichtigsten Einsichten des Altphilologen empirisch sehr gut untermauern können.

Man ist versucht zu sagen, daß die Romanische Sprachwissenschaft sich im Bereich der Linearisierungsforschung seit 1903 auf Fußnoten zu den Erkenntnissen von Henri Weil und Elise Richter beschränkt hat. Dem ist nicht ganz so, wie der Beitrag von *Harri Meier* (1905-1990) in seinem Kommentar zu Cervantes' *La Gitanilla* zeigen kann (1937; vgl. 1990). Die empirische Basis ist auf den ersten Blick sehr dünn: eine Novelle von Cervantes; trotzdem zeigt der Autor, daß er einerseits Cervantes' Werk hinsichtlich seiner Fragestellung überblickt und andererseits eine recht gute Übersicht über Phänomene der «Wortstellung» besonders im Spanischen und im Französischen hat. Harri Meier geht seinen Gegenstand mit der Perspektive des Philologen an, der sich gleichermaßen als Literatur- und Sprachwissenschaftler versteht. Meier schafft es, durch Konzentration auf einen einzigen Text und seine «innere» Entwicklung den Grundstein für eine Bereicherung der «Wortstellungstheorie» zu legen. Auch er kennt die pragmatischen Prinzipien der «Wortstellung» und ihre Interaktion mit der Intonation. Innovativ sind jedoch neue Einsichten zu Pragmatik, Semantik und Stilistik der «Subjektinversion». Er unterscheidet zwischen «Personenhandlung» und «Geschehen»; d. h. zwischen Sätzen, in denen sich die Aufmerksamkeit auf die Person richtet, die eine Handlung durchführt, und Sätzen, in denen sich die Aufmerksamkeit auf das Geschehen richtet, das ggf. über eine Person «hereinbricht» (Meier 1937: 171-176). Er verbindet sodann «Personenhandlung» mit der Voranstellung des «Subjekts» vor das Verb und der Benutzung von Verben aus bestimmten semantischen Klassen, die mit «Agentivität» zu tun haben. «Geschehen» findet seine syntaktische Entsprechung in der Nachstellung des «Subjekts» nach dem Verb und der Benutzung von Verben aus den semantischen Klassen der «Präsentativa», der «*verba sentiendi*» usw. (Meier 1937: 177-178). Der Rückgriff auf diese beiden Kategorien wird später im sog. «Thetisch-Kategorischen Modell» (Ulrich 1985; Neumann-Holzschuh 1997) noch einmal sehr fruchtbar werden.⁵

⁵ Dieser Ansatz wird bei Ulrich (1985) nicht zitiert, bei Neumann-Holzschuh (1997: 3) hingegen wird er etwas in den Hintergrund geschoben: «Insgesamt erahnt Meier die Zusammenhänge jedoch mehr als daß er sie theoretisch-begrifflich voll durchstrukturiert.» (Neumann-Holzschuh 1997: 73 Fn. 14) Erst González de Sarralde (2001: 12-14) nimmt eine ernstzunehmende Würdigung vor.

Somit haben die Autoren, die in die «historisch-vergleichende Sprachwissenschaft» eingereiht werden können, die entscheidenden «Prinzipien» erkannt und formuliert, so daß ich im Rest des Kapitels nicht mehr so ausführlich auf diese einzugehen brauche. Für sie sind die pragmatischen «Prinzipien» diejenigen, nach denen sich die «Wortstellung» auf der Satzebene richtet; dies soll später zu einem solch beherrschenden Thema werden, daß die kleinen Nuancen, die die Älteren nicht übersehen haben, von den Jüngeren kaum zur Kenntnis genommen werden. Darunter finden sich zum einen der Ausdruck pragmatischer Kategorien durch die Intonation und zum anderen die semantischen Prinzipien, die erst die darauf aufbauenden zum Zuge kommen lassen. Im nächsten Abschnitt sollen nun die Erben der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft kurz angesprochen werden, nämlich die strukturalistischen Schulen in Europa und Amerika.

3. Der Strukturalismus

Mit «Strukturalismus» möchte ich nur ein Schlagwort benutzen, um die Schulen und Meinungen zu kennzeichnen, die die Gedanken von Saussure und anderer in der Leipziger Tradition der sog. «Junggrammatiker» stehenden Gelehrten in irgendeiner Weise fortgeführt haben und die Wende von einer diachronen zu einer synchronen Betrachtung der Sprache vollzogen haben. Daß sich die Gedanken von Saussure nicht leicht auf die «Wortstellungsfrage» anwenden lassen, scheint klar; daß die Forscher, die hier als «Strukturalisten» gekennzeichnet werden, die Tradition der klassischen und romanischen Philologie aufnehmen und weiterführen, bedarf kaum der Erwähnung.

Als erste wichtige Studie soll hier der Beitrag der aus Deutschland stammenden und in die Vereinigten Staaten geflüchteten Schüler von Ernst Gamillscheg *Henry* (1902-1992) und *Renée* (1907-2002) *Kahane* (1950) über die Stellung der «actor expression» im mexikanischen Spanisch erwähnt werden (vgl. Neumann-Holzschuh 1997: 4). Die Autoren benutzen empirisches Datenmaterial aus der literarischen Prosa, das durch Beispiele von Informanten angereichert wird; dieses wird nicht quantitativ sondern nur qualitativ in bekannter Art und Weise aufbereitet. Interessant jedoch ist, daß diese Studie die erste ist, die sich bewußt einem Dialekt des Spanischen widmet. Die Autoren kennen selbstverständlich die Arbeiten aus der deutschen Romanistik und beziehen sich ausdrücklich auf Elise Richter und Harri Meier (Kahane/Kahane 1950: 237). Sie verzichten ganz auf Betrachtungen bezüglich pragmatischer «Prinzipien» der «Wortstellung»; weder pragmatische Zustände und Relationen noch Fragen der Intonation werden angeschnitten. Die Grundidee lautet wie folgt:

Order is perceived as an arrangement of function classes. The position of the actor is considered a result of the position of the other function classes, whose position, in turn, is taken for granted and is, therefore, not here interpreted. (Kahane/Kahane 1950: 237)

Das Ergebnis dieser theoretischen und methodischen Position ist eine äußerst peinliche Einteilung aller Möglichkeiten nach der Form der «action» (zwei- und einwertigen Prädikate: unpersönliche und mediopassivische Formen), nach der Form des «actor» (Interrogativ-,

Relativ-, Personalpronomina, Demonstrativa, Indefinita, Negation) und nach der Form eines dritten Elementes (Konjunktionen, Adverbien, u. ä.). In diesem letzten Zusammenhang wird bezüglich der «Objekte» folgendes gesagt: «If the object precedes the action, the actor usually follows the action [...]; but if the object follows the action, the actor in most cases (not always) precedes the action» (Kahane/Kahane 1950: 248). Der Einfluß einer beschreibenden, distributionell ausgerichteten Sprachwissenschaft ist kaum zu leugnen; hier wird der Grundstein für all die Ansätze gelegt, welche die syntaktische oder semantische Kategorie der zu ordnenden Elemente in die Betrachtung einbeziehen.

Mit *Dwight L. Bolinger* (1907-1992) (1954/55; vgl. 1952; dazu Neumann-Holzschuh 1997: 4.) beginnt eine lange Tradition der Linearisierungsforschung an der University of Southern California.⁶ Während das Ehepaar Kahane eher als formal orientierte «Strukturalisten» gelten können, sind die Arbeiten von Bolinger (wie auch die, welche Joseph H. Greenberg angestoßen hat) als funktional orientiert anzusehen. Bolinger arbeitet rein theoretisch, ohne empirische Basis, nur auf der Basis seiner eigenen Grammatikalitätsurteile bzw. derjenigen seiner Informanten. Auch Bolinger kennt pragmatische «Prinzipien», allerdings scheint er die Arbeiten aus Europa nicht rezipiert zu haben. Er spricht nur über pragmatische Zustände der Referenten in der Kognition der Gesprächsteilnehmer aber nicht über entsprechende pragmatische Relationen:

[...] yet we see the same principle at work: that which is presupposed, but needs to be stated in order to clarify or remind, precedes; that which is new, unexpected, informative, and contrastive follows. The "point" of the utterance is toward the end. (Bolinger 1954/55: 48)

Allerdings findet er klare Entsprechungen zwischen diesem pragmatischen Prinzip und phonologischen und syntaktischen Ausdrucksformen:

This gives a clue to the function of normal prosodic stress in the Spanish sentence; this stress, as is well known, comes toward the end of the breath group. The stress marks the point of the utterance, that portion of it which answers the question (asked or implicit) uppermost in the minds of the interlocutors. The contrastive, new, informative element tends to follow, and with it goes the prosodic stress. (Bolinger 1954/55: 49).

Dasselbe Prinzip ist für die Anordnung von kurzen vor langen Satzgliedern verantwortlich:

Measuring sentences by the yard we should probably find that in the main the longest element does come last. But if my argument is right, it does not come last because it is long, but it tends to be long for the same reason that it comes last, viz. because it is a new datum. (Bolinger 1954/55: 50)

Für die Stellung von «Objekten» jedoch sieht er noch einen weiteren Grund, nämlich daß die übliche Nachstellung des «Objekts» die zeitlichen Verhältnissen ikonisch widerspiegelt (Bolinger 1954/55: 51). Es ist interessant zu bemerken, daß Bolinger der bis dahin einzige in den Vereinigten Staaten ist, der der Intonation eine Rolle zuweist; ja er ist der erste und wichtigste Forscher, der sich der Intonation angenommen hat und der den Weg für deren sprachwissenschaftliche Erforschung auch in Hinblick auf die «Wortstellung» bereitet hat.

⁶ Auch John A. Hawkins, Carmen Silva-Corvalán und María Luisa Zubizarreta, deren Arbeiten hier eine wichtige Rolle spielen, gehören bzw. gehörten der University of Southern California an. Trotzdem sind ihre Arbeiten vollkommen unabhängig voneinander.

Ansonsten ist die Beziehung zwischen Intonation und «Wortstellung» bei den Strukturalisten unter dem Tisch gefallen – mit gravierenden Folgen bis zum heutigen Tag.

Zusammen mit Bolinger kann auch *Anna Granville Hatcher* (1905-1978; vgl. Neumann-Holzschuh 1997: 4), die renommierteste amerikanische Schülerin von Leo Spitzer, als funktionalistisch orientierte Strukturalistin angesehen werden. Ihre Arbeiten bedeuteten einen großen Fortschritt für die Linearisierungsforschung und sind noch heute von großer Aktualität (1956a-f, 1968, 1970). Hatcher hat als erste mit einem großen Proscorpus aus Literatur und Sachtexten gearbeitet und es auch quantitativ und qualitativ ausgewertet, auch wenn die angegebenen Beispiele des öfteren allzu kurz sind, um die Argumentation der Autorin wirklich nachvollziehen zu können. Sie zeichnet sich sowohl für außerordentliche Akribie beim Exzerpieren und Klassifizieren von Beispielen aus als auch für eine eingehende und detaillierte Analyse und Interpretation der Daten im Rahmen einer Theorie. Auch sie geht von pragmatischen Zuständen aus und läßt pragmatische Relationen außer acht; sie entwickelte allerdings einen sehr akkuraten Fragetest, um «Gegebenes» von «Neuem» zu unterscheiden. Interessant ist anzumerken, daß pragmatische Kategorien für sie in die Semantik gehören, so daß die Prädikate, die sie in verschiedene Gruppen aufgrund des Fragetests verteilt hat, dann weiter klassifiziert. Auf diese Art und Weise ist sie zum ersten Mal zu einer guten semantischen Klassifikation der Prädikate nach den Stellungseigenschaften ihrer «Subjekte» und ihrer «Objekte» gekommen. Für Hatcher spielen aber leider weder syntaktische und pragmatische Kategorien noch die Intonation eine große Rolle. Hatcher ist auch die erste Person, die sich ernsthaft der Frage der «Objektstellung» genähert hat; ihr Beitrag wird deshalb auch ausführlich in Kapitel 5 besprochen werden.

Die Arbeiten von Hatcher wurden begeistert von *Josef Dubský* (1917-1996) und *Jan Firbas* (1921-2000), zwei wichtigen Vertreter der zweiten Prager Schule, rezipiert (Dubský 1960 vgl. 1991; Firbas 1962). Während der amerikanische Strukturalismus weitgehend unabhängig von Europa seine eigenen Wege gegangen ist, folgte der europäische Strukturalismus den Spuren der früheren Arbeiten und rezipierte auch die aus Amerika. Die Prager Schule betrachtet ihre Arbeiten einerseits als unabhängige Leistung im Sinne von Vilém Mathesius andererseits als Weiterentwicklung der Arbeiten von Weil, Richter, Meier und den Kahanes hinsichtlich des Spanischen. In den Studien von Bolinger und Hatcher sah sie sich in ihren Ansichten bestätigt. Hier ist nicht der Ort, um die Arbeiten der Prager Schule vorzustellen und zu diskutieren, zumal dies allenthalben geschehen ist (Gulich/Raible 1977: 60-89; Adjémian 1978: 265-269; López Meirama 1997: 43-49; Neumann-Holzschuh 1997:36-41; González de Sarralde 2001: 9-11; Kapitel 7). Trotzdem soll kurz auf die Arbeit von Josef Dubský (1960; vgl. dazu Neumann-Holzschuh 1997: 4) zur spanischen «Wortstellung» eingegangen werden, die die größere Resonanz gehabt hat. Dubský zeigt eine große Kenntnis der einschlägigen Literatur, ist aber weitgehend theoretisch orientiert und bringt keine Corpusanalyse. Dies ist leider typisch für Arbeiten, die auf die Theorien der Prager Schule basieren: die Sicherheit, mit der mit pragmatischen Kategorien gearbeitet wird, steht in scharfem Gegensatz zu der empirischen Arbeit, denn die Begrifflichkeiten entziehen sich einer einheitlichen Anwendung auf die Daten. Interessant ist meines Erachtens der Hinweis auf das hierarchische Zusammenwirken von relevanten «Faktoren» und «Prinzipien»:

Nous croyons que l'inversion en espagnol obéit à une série de principes dont l'hierarchisation pourrait être la suivante:

En premier lieu, c'est la perspective ou la division actuelle ou fonctionnelle de la phrase, donc un principe sémantique, qui fait antéposer le verbe prédicatif toutes les fois que le sujet grammatical figure dans l'énonciation comme son noyau, même lorsqu'il est modifié par l'article défini. [...] Ailleurs, l'antéposition du verbe prédicatif au sujet grammatical déterminé et connu, base de l'énonciation, peut être expliquée par l'effet voulu de l'émotion, ordre des mots émotif, expressif ou subjectif [...]. D'ordre sémantique est également l'antéposition du verbe prédicatif dans les cas où cette forme de la phrase a le caractère explicatif.

En deuxième lieu, on peut citer le principe grammatical, dans certains cas que nous avons mentionnés au cours de notre exposé, et le principe rythmique dont nous ne nous occupons pas ici [...], le principe stylistique, au sens étroit de ce mot, étant réservé aux cas où l'inversion est employé, par exemple, dans le chiasme, sans changer le sens de l'énonciation. (Dubský 1960: 119)

Das Verdienst des Strukturalismus liegt also auf der einen Seite in der Ausarbeitung der pragmatischen Zustände zu einer Thema-Rhema-Gliederung und auf der anderen Seite in der stärkeren Beachtung semantischer «Faktoren» und «Prinzipien». Nicht zu leugnen ist aber, daß der intonatorische Ausdruck pragmatischer Relationen sowie das Problem der Länge der Konstituenten mit der Zeit immer mehr aus dem Blick gekommen sind.

4. Der Generativismus und andere formale Modelle

Ende der 50er Jahre des vergangenen Jahrhunderts entwickelte Noam A. Chomsky am MIT eine neue Betrachtungsweise der Sprachwissenschaft, die sich nicht mehr auf die Beschreibung des Sprachgebrauchs richtete, sondern sich dem Sprachsystem verschrieb. Methodisch wurde ein Paradigmenwechsel von der Beobachtung zur Introspektion vollzogen (Kapitel 3). Diese Betrachtungsweise, die hier «Generativismus» genannt werden soll, schaffte ein Paradigma, der den Vorrang der Form vor der Funktion festschrieb und die Autonomie der Syntax in der Sprachwissenschaft und der Sprachfähigkeit in der Kognition verteidigte (vgl. für das Folgende z. B. Hernanz/Brucart 1987; Fanselow/Felix 1993³; Demonte 1989; Haegeman 1995²; Radford 1997; s. auch Lorenzo/Longa 1996; D'Introno 2001). Das Modell von Chomsky hat verschiedene Phasen durchlaufen und bei jeder Wendung neue Grammatikmodelle entstehen lassen, so daß heute sehr viele Modelle vorhanden sind, die in irgendeiner Weise auf Chomsky zurückgehen. In vielen von ihnen war das Thema der «Wortstellung» wichtig; die wenigsten haben sie aber für das Spanische untersucht.

Die «Generative Grammatik» kann sogar als ständiger Versuch beschrieben werden, das Problem der «Wortstellung» zu lösen. Allerdings treten hier Fragestellungen in den Vordergrund, die von denen der übrigen Modelle sehr verschieden sind. Hauptfrage des «Generativismus» ist zur Zeit der Aufbau eines Modells der menschlichen Sprachfähigkeit, in dem sowohl universale angeborene «Prinzipien» als auch sprachspezifische angelebte «Parameter» Platz finden. Dies schlägt sich in einem Grammatikmodell nieder, das in der einen oder anderen Form mehrere Darstellungs- bzw. Interpretationsebenen enthält, in denen verschiedene Module verschiedene Teile der Grammatik in einer geordneten Form zur Anwendung bringen. Die Frage der Variation in der «Wortstellung» wird dadurch ge-

löst, daß eine unmarkierte Basisabfolge für jede Sprache postuliert wird, die auch in der Tiefenstruktur vorkommt, und daß die verschiedenen Varianten durch Umstellungsregeln aus der Basisabfolge gewonnen werden. Somit beschäftigt sich der «Generativismus» zum einen mit der Erzeugung von Konstituenten und mit ihrer möglichen Basisabfolge in der Tiefenstruktur einer Sprache und zum anderen mit den möglichen Bewegungsarten und Landungsplätzen für die Konstituenten in der Oberflächenstruktur. Damit werden Fragen der Grammatikalität und Optionalität in den Vordergrund geschoben; aber die Gründe für den Gebrauch verschiedener «Wortstellungen» im Sprachgebrauch werden nicht weiter thematisiert. Aus diesem Grund ist es verständlich, daß die meisten in der «generativen» Literatur angesprochenen Probleme für unsere Fragestellung nicht relevant gewesen sind. Hier sollen sehr kurz die Arbeiten vorgestellt werden, die über die Grenzen des «Generativismus» rezipiert worden sind (vgl. Contreras 1978: 34-44; Hernanz/Brucart 1987: 70-106; Licerias 1994: 223-234 für die wichtigsten Entwicklungen in den ersten Zeiten des Modells)

Die erste Arbeit, die sich tiefer mit der «Wortstellung» beschäftigt hat, ist die von *Heles Contreras* (1978; vgl. 1980, 1991)⁷. Auch wenn sie sich auf Introspektion gründet, finden sich häufiger Beispiele aus literarischen Werken. Contreras folgt der sog. «Erweiterten Standard-Theorie» des «Generativismus», ist aber offen für Ideen aus dem Umfeld der «generativen Semantik» und der Prager Schule, die ja Anfang der 70er Jahre angefangen hat, sich auf den «Generativismus» zuzubewegen. In seinem Modell spielen die Konzepte «Thema» und «Rhema» die zentrale Rolle; es handelt sich um die pragmatischen Zustände von «alt» und «neu», die als semantische Merkmale in die Theorie aufgenommen werden. Diese werden im Sinne Bolingers (1954/55) durch den Satzakzent gekennzeichnet. Damit finden wir die Intonation wieder in die Betrachtungen zur «Wortstellung» einbezogen; allerdings spielt der Satzakzent nicht die Rolle, die er bei Weil (1844) oder Richter (1903) gespielt hatte. Contreras (1978) rezipiert auch die Kasustheorie und versucht, eine Korrelation zwischen pragmatischen Zuständen und semantischen Relationen (Mikrorollen; Kapitel 5) zustande zu bringen. Damit werden Regeln begründet, die es erlauben, alle möglichen grammatikalischen Anordnungen durch Transformationen abzuleiten.

In der Folge wurden immer häufiger kleine Arbeiten zur Voranstellung von Konstituenten geschrieben⁸, in denen verschiedene Landeplätze und verschiedenen Bewegungsarten ausprobiert wurden. Das Interesse für die Voranstellung von Konstituenten und für pragmatische Phänomene wie Topik und Fokus ist immer größer geworden und erfaßt z. Zt. die Anordnung von «Subjekt» und «Objekt» an Stellen, die nach dem Verb kommen. Problematisch ist aber weiterhin, daß der «Generativismus» weiterhin nicht zwischen «direktem Objekt» und «indirektem Objekt» unterscheidet, so daß die Besprechung der entsprechenden Arbeiten dadurch sehr erschwert wird und die Ergebnisse nicht weiter genutzt werden können.⁹

⁷ Vgl. die Kritik von Delbecque (1978a), Carbonero (1979), Suñer (1982: 282-300), Fant (1984: 89-90), Bledsoe (1988: 25-26) Solano Rojas (1990: 114), Sonntag (1993: 555), López Meirama (1997: 32-36) Neumann-Holzschuh (1997: 5-6) und González de Sarralde (2001: 5-6).

⁸ Vgl. Rivero (1978, 1980), Torrego (1984), de Miguel (1989), Fernández Soriano (1993) und Licerias (1994) sowie die Kritik dazu in López Meirama (1997: 128-136).

⁹ Vgl. Fernández Soriano (1993: 135-138), die versucht, die vermeintliche «Stellungsfreiheit» von direktem und indirektem Objekt in demselben Satz als «Scrambling» (sp. *redistribución*) zu erklären.

Hingewiesen sei noch auf die Arbeit von *María Luisa Zubizarreta* (1998), die den vorläufigen Höhepunkt in der generativistischen Forschung zur «Wortstellung» darstellt. Auch sie bleibt empirisch bei der Introspektion; in der Theorie folgt sie dem «Minimalistischen Programm» des «Generativismus» (vgl. etwa Chomsky 1995). Zubizarreta geht davon aus, daß die Bewegung von Konstituenten nicht direkt über die Semantik oder über die Pragmatik abgewickelt wird, sondern sich phonologischen «Prinzipien» unterwerfen muß. Der phonologische Ausdruck pragmatischer Relationen kommt hier wieder zum Tragen und dies in einer vielversprechenden Art und Weise. Nach Zubizarreta ist nämlich der Satzaccent im Spanischen fixiert; er liegt auf dem letzten Wort der tiefstgelegenen Konstituente. Damit werden Satzglieder, die fokussiert werden sollen, «gezwungen», sich in diese Stelle zu bewegen, um entsprechend betont zu werden. Satzglieder, die nicht fokussiert werden dürfen, müssen sich aus dieser Stelle entfernen. Wir werden in Kapitel 7 aus dieser Ansicht die nötigen Schlüsse hinsichtlich der «Objekte» ziehen.

Innerhalb des formalen Paradigmas müssen wir kurz auf ein Grammatikmodell eingehen, das als Weiterentwicklung logischer Metasprachen gelten kann und unter den Typ kontextfreier Grammatiken fällt: die «Kategoriale Grammatik» (Wood 1993; Solias 1996), die auf die Arbeiten von *Kazimierz Ajdukiewicz* (1890-1963) zurückgeht. Nach einer ersten Blütezeit um die Mitte des 20. Jahrhunderts hat sie seit Anfang der 80er Jahre einen Aufschwung erlebt, der sich auch in verschiedenen anderen Strömungen kundtut. Dieser Aufschwung begann ausgerechnet mit einem Aufsatz über die Wortstellung (Ades/Steedman 1982) und erreichte einen vorläufigen Höhepunkt mit der Doktorarbeit von John C. Foster (1990) über die Wortstellung im Spanischen. In letzter Zeit hat die Kombinatorische Kategoriale Grammatik angefangen, auch das Problem der Schnittstelle zwischen Pragmatik und Intonation zu erforschen (Steedman 2000a; 2000b), eine Richtung, die sehr viel verspricht (Martín Butragueño 2005).

5. Der Funktionalismus

Zu derselben Zeit, als der «Generativismus» begann, entwickelte sich aus verschiedenen Quellen das Paradigma des «Funktionalismus». Dieses Paradigma versucht, Sprache nicht nur aus der Kognition heraus zu verstehen, sondern auch aus der Kommunikation. Dies bedeutete eine erneute Hinwendung zu Semantik und Pragmatik sowie zu Diskursanalyse und Soziolinguistik auf der Basis empirischer Daten aus der sprachlichen Wirklichkeit. Dies führte dazu, daß die Forscher immer häufiger große Corpora von Daten benutzten, die unter sprachwissenschaftlichen Gesichtspunkten erarbeitet wurden. Wir wollen hier zunächst einmal die Arbeiten aus der allgemeinen Sprachwissenschaft behandeln, um uns dann kurz denjenigen zuzuwenden, die das Spanische als Objektsprache haben. Zum ersten Mal haben *Joseph H. Greenberg* (1915-2001) (1966) und seiner Arbeitsgruppe an der Stanford University eine implikative Typologie der Anordnungen von Elementen auf verschiedenen formalen Ebenen entwickelt. Hawkins (z. B. 1983; 1994), Tomlin (1986) und Dryer (z. B. 1992) haben diese Studien weitergeführt. Eine andere Richtung ist die von der sog. Funktionalen Grammatik von Simon C. Dik (vgl. 1997²; Siewierska 1991). Diese versucht,

möglichst wenige aber dafür allgemeine «Prinzipien» zu finden, nach denen sich die «Wortstellung» der Sprachen der Welt richtet («Language Independent Preferred Order of Constituents»). Auch die Arbeiten von Georg Bossong (1984a, 1984b) zum Spanischen verdienen in diesem Zusammenhang eine Erwähnung.¹⁰

In der spanischen Sprachwissenschaft wurden die Arbeiten der amerikanischen Soziolinguistik zusammen mit den von David Sankoff entwickelten statistischen Methoden rezipiert, was für die Ausbreitung von quantitativen Methoden sorgte, die in der Tradition anderer Einzelsprachwissenschaften nicht so gegenwärtig sind. Insbesondere die Stellung des «Subjekts» bezüglich des Verbs fand große Aufmerksamkeit und wurde statistisch und probabilistisch untersucht. Auf der einen Seite müssen hier die Beiträge von Nicole Delbecque genannt werden (z. B. 1979; 1987; 1991; vgl. die Kritik von González de Sarralde 2001: 16-17). Auf der anderen Seite wurden Arbeiten aus einer gewissen soziolinguistischen Perspektive verfaßt, die teilweise auf den Materialien des Projektes HABLA CULTA und ähnlicher Projekte (vgl. Kapitel 3) fußten. So entstanden die richtungsweisenden Arbeiten von Amparo Morales [de Walters] für das Spanische von Puerto Rico (1982, 1983, 1992), von Carmen Silva-Corvalán für das Spanische von Chile und von den USA (1977, 1980, 1983, 1984), von Paola Bentivoglio (1988, 1989, Bentivoglio/Weber 1986; Bentivoglio/Braga 1988) für das Spanische von Venezuela (im dialektalen Vergleich)¹¹, von Francisco Ocampo (1989, 1990, 1991b, 1995abc) für das Spanische von Argentinien und von Xosé A. Padilla (1996, 2000, 2001a-c) für das Spanische in Spanien. Sie wurden in Deutschland insbesondere von Reinhard Meyer-Hermann (1988ab, 1989, 1990, 1991)¹² rezipiert. Diese Arbeiten werden im Laufe dieser Arbeit ausführlich kommentiert, so daß ich es hier auf diesem allgemeinen Hinweis belassen möchte.

In den 80er Jahren wurde in Deutschland das auf *Anton Marty* (1847-1914) zurückgehende Thetisch-Kategorische-Modell durch Ulrich (1985, 1988) endgültig etabliert (vgl. auch Wandruszka 1982; Wehr 1984). Wichtigstes Ergebnis hinsichtlich der Linearisierungsforschung war die Habilitationsschrift von Ingrid Neumann-Holzschuh (1997)¹³ zum Altspanischen, die aber auch wertvolle Einsichten in das Neuspanische vermittelt. Das altspanische Hauptcorpus besteht aus 806 Nebensätze und «4500 Hauptsätze mit explizitem Subjekt, die mit Hilfe des Datenbank-Programms Open Access II ausgewertet wurden» (Neumann-Holzschuh 1997: 29-31, hier 29). Sie entstammen neun Chroniken aus der Zeit zwischen 1340 und 1487. Kleine alt- und neuspanische Zusatzcorpora vervollständigen die Datenbasis. In den 90er Jahren hat sich auch das Quaestio-Modell von Christiane von Stutterheim (1995) der «Subjekt»-Stellung im Spanischen angenommen, und zwar durch die vorbildliche Dissertation von Alicia González de Sarralde (2001). Die Autorin stellt 29 Informanten aus Spanien dieselbe Aufgabe, die als Auslöser für Erzählungen fungiert, die das Corpus spontaner mündlicher Sprache der Autorin bilden. In beiden Fällen handelt es sich um Arbeiten, die den Rahmen der «traditionellen» syntaktischen Herangehensweise der Konzentration auf die Satzebene verlassen und sich einer «moderneren» pragmatischen Herangehensweise widmen, welche die Textebene zum Gegenstand hat.

¹⁰ Vgl. Neumann-Holzschuh (1997: 8, 12-13) und die Kritik von González de Sarralde (2001: 7-9).

¹¹ Zu Morales de Walters (1982), Silva-Corvalán (1982, 1984a, 1984b) und Bentivoglio/Weber (1986) vgl. Neumann-Holzschuh (1997: 6-7).

¹² Vgl. Neumann-Holzschuh (1997: 7, 13).

¹³ Vgl. die Kritik von González de Sarralde (2001: 14-16).

Dem polnischen Romanisten Marek Gawelko kommt schließlich der Verdienst zu, einen am Funktionalismus orientierten theoretischen Ansatz mit einer an der Corpuslinguistik angelehnten Methode in seiner 1996 erschienenen Arbeit kombiniert zu haben. Auf der Basis zweier von ihm selbst zusammengestellten Corpora (ein paralleles Corpus und ein Kontroll-Corpus) literarischer Texte unternimmt er den Versuch, fünf romanische Sprachen (Französisch, Italienisch, Portugiesisch, Spanisch und Rumänisch) anhand der Stellung des «Subjekts» typologisch zu verorten und gegenüber zwei nicht-romanischer Sprachen (Englisch und Polnisch) abzugrenzen. Auch dieser Autor entwirft ein mehrdimensionales Erklärungsmodell und unterscheidet zwischen «rhythmischen Faktoren» (absolute und relative Länge des «Subjekts», Präsenz von Konstituenten vor dem Verb), «semantischen Faktoren» (semantische Kategorie des Verbs und des «Subjekts») und «kommunikativen Faktoren» (Zuordnung des Satzes in der Dichotomie thetisch vs. kategorisch und Zuordnung des «Subjekts» in der Dichotomie «gegeben» vs. «neu»).